

GASTKOMMENTAR

Die Mär von «Öko» contra «Agro»

Die Kritiker der industriellen Landwirtschaft führen einen sinnlosen Kampf. Von Philipp Aerni

In ihrem industriekritischen Beitrag (NZZ 26. 6. 15) stellt Caroline Morel, die Geschäftsleiterin der Nichtregierungsorganisation Swissaid, die Leser vor folgende Wahl: Entweder sie befürworten eine industrielle Landwirtschaft, die Profite auf Kosten von Umwelt und Gesellschaft generiere, oder sie unterstützen die kleinbäuerliche Alternative, bei der dank arbeitsintensiven agrarökologischen Methoden auf Chemie verzichtet werden könne, ohne dass deswegen die Bauern weniger Erträge erzielen.

Die Unterscheidung gründet auf der Annahme, dass «Agro», also die Agroindustrie, böse und «Öko», für Agrarökologie, gut sei. Diese vereinfachte Darstellung hat bereits Tritt gefasst in der öffentlichen Diskussion, im Schulwesen und nicht zuletzt in unseren Globi-Kinderbüchern. Dieses Gut-böse-Schema verursacht einen beträchtlichen Kollateralschaden für Gesellschaft und Umwelt, denn eine Zusammenarbeit von staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren mit dem Privatsektor für die gemeinsame Erarbeitung von nachhaltigen Lösungen wird dadurch erschwert.

Wenn Monsanto nun tatsächlich Syngenta kaufen sollte, wird sich die Polarisierung in der öffentlichen Diskussion weiter verschärfen. Die Sorgen über die zunehmende industrielle Konzentration im globalen Markt für Saatgut und Pflanzenschutzmittel sind berechtigt. Doch wem haben wir diese Konzentration zu verdanken? Unter anderem den Gegnern der industriellen Landwirtschaft, die glauben, mit mehr Regulierung die Multis kontrollieren zu können. Dabei schaden sie genau denjenigen, die sich teure Regulierung nicht leisten können: den Forschenden an Universitäten, die sich keine Feldversuche mehr leisten können, und den kleinen innovativen Firmen, welche vor dem Regulierungsaufwand kapitulieren und die Exit-Option wählen – sie lassen sich von einem Grossunternehmen kaufen. Nur so haben ihre patentgeschützten Innovationen, also ihr immaterielles Eigentum, überhaupt eine Chance, das Licht des Marktes zu erblicken und materiellen Wert zu generieren.

Dabei zeigt sich immer wieder, dass nicht Regulierung und Proteste grosse Unternehmen in die Knie zwingen, sondern die innovative Konkurrenz, die mit einem besseren Produkt auf den Markt kommt. Während nämlich der Aktienwert von Monsanto trotz Negativkampagnen stetig steigt, ist zum Beispiel der Aktienwert von McDonald's im letzten Jahr zum ersten Mal gesunken, weil kreative neue Fast-Food-Ketten dem Kunden offenbar etwas Besseres offerieren können.

Fraglich ist zudem, ob die agrarökologische Alternative wirklich die goldene Lösung ist. Caroline Morel erzählt die Geschichte vom glücklichen Kleinbauern in Myanmar, der dank agrarökologischen Methoden höhere Erträge erzielt – und das angeblich ohne Zukauf von externem Input. Dabei verschweigt sie allerdings einiges: Erstens sind solche Projekte immer abhängig von externen Hilfgeldern, was ja auch ein externer Input ist; zweitens schränken solche arbeitsintensiven Methoden die Möglichkeit des Nebenerwerbs ein, auf den viele Kleinbauern angewiesen sind, um ihre Familien zu ernähren und ihre Kinder in die Schule zu schicken; drittens werden diese Kleinstbetriebe nicht grösser, sondern immer kleiner. In gewissen Regionen in Ostafrika ist die Durchschnittsgrösse eines Betriebs inzwischen auf weniger als 0,4 Hektaren geschrumpft. Morel bleibt die Antwort schuldig,

wie solche Kleinstbetriebe, die kaum genügend für sich selbst produzieren und ihren Nachkommen keine Zukunft auf dem Hof offerieren können, nachhaltig sein und zugleich in der Lage sein sollen, die schnell wachsenden Städte in diesen Ländern zu ernähren.

Ein nachhaltiges Agrarsystem umfasst ausserdem weit mehr als bloss agrarökologische Praktiken. Verbessertes Saatgut, effizientere Bewässerung, Nacherntetechnologien und Zugang zu landwirtschaftlicher Beratung tragen dazu bei, dass Bauern bessere Erträge erzielen und nach der Ernte weniger verfaulen. Haben Bauern Zugang zu besserer Marktinformation und Infrastruktur, sinken die Transaktionskosten und steigen die Nettoeinkommen. Progressive Agrarunternehmen leisten hier einen wichtigen Beitrag, ohne dabei die agrarökologische Dimension zu ignorieren.

Gegner der «Agroindustrie» kritisieren hingegen, dass die Kleinbauern, die mehrheitlich ihr eigenes Saatgut verwenden, sich teures verbessertes Saatgut gar nicht leisten können, ohne sich zu verschulden. Die Erfahrung mit der schädlingresistenten «Bt-Baumwolle» in Indien hat aber klar gezeigt, dass die Adoption der Technologie nicht zu mehr, sondern eher zu weniger Verschuldung geführt hat. Dank der Reduktion des Spritzmittel- und Arbeitseinsatzes hat sich die «Bt-Baumwolle» positiv auf das Einkommen und die Gesundheit der Bauern sowie die Bildung der Kinder ausgewirkt. Problematisch ist, dass diese Gentech-Baumwolle ohne grosse Rücksicht auf die agrarökologischen Begebenheiten angebaut wird, denn es fehlt die landwirtschaftliche Beratung. Hier könnte zum Beispiel Swissaid einspringen und gemeinsam mit dem Privatsektor eine nachhaltige Lösung erarbeiten, die auch die Wirtschaftlichkeit von agrarökologischen Methoden sicherstellen würde. Doch leider wird es keine solche Zusammenarbeit geben, solange die Mär von «Öko contra Agro» herrscht.

.....
Philipp Aerni ist Direktor des Center for Corporate Responsibility and Sustainability der Universität Zürich.